



ISABEL  
WOLFF

GEISTER  
*der*  
ERINNERUNG

Weltbild

## Geister der Erinnerung

## Die Autorin

Isabel Wolff stammt aus Mittelengland und hat in Cambridge Englische Literatur studiert. Ihre Romane sind internationale Erfolge und wurden in 23 Sprachen übersetzt. Heute lebt sie mit ihrer Familie in London. Mehr über die Autorin unter [www.isabelwolff.com](http://www.isabelwolff.com)

Isabel Wolff

Geister  
der Erinnerung

Roman

Aus dem Englischen von Marion Balkenhol

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Ghostwritten*  
bei Harper, an imprint of HarperCollinsPublishers

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Isabel Wolff  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Übersetzung: Marion Balkenhol, Heidelberg  
Projektleitung & Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz,  
usb bücherbüro, Friedberg, Bay  
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß  
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Elisabeth Ansley);  
www.shutterstock.com (© Nataliia Kucherenko)  
Satz: Catherine Avak, Iphofen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-459-3

2019 2018 2017 2016  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Das Vergangene ist nicht tot,  
es ist nicht einmal vergangen.

William Faulkner,  
»Requiem für eine Nonne«

## Prolog

### 31. August 1987

Urlauber sprenkeln den Strand, teilweise hinter hell gestreiftem Windschutz, halten die Hände gegen die Nachmittags-sonne über die Augen, wenn sie auf das glitzernde Meer schauen. Am Horizont kauert ein riesiger grauer Tanker, davor, in mittlerer Entfernung, tummeln sich zahlreiche Yachten mit weißen Segeln und dick aufgeblähten Spinnakern. An der Wasserlinie lässt ein junges Paar in Surfkleidung ein gelbes Kanu zu Wasser. Er hält es fest, während sie hineinklettert, dann springt er hinterher, und sie paddeln los, wobei das Boot in der Brandung schaukelt und hüpfet. Zwei kleine Mädchen in rosa Badeanzügen hören kurz auf zu plantschen, um die beiden zu beobachten, dann flitzen sie unter kreischendem Gelächter zwischen Wasser und Strand hin und her. Hinter ihnen spielt eine Familie French Cricket. Der Ball fliegt auf die Felsen zu, verfolgt von einem wild bellenden Hund, dessen Pfoten feuchten Sand aufwerfen.

Auf dem Plankenweg hinter dem Strand stehen die Leute Schlange vor der Holzhütte, um Tee und Kekse oder ein Eis zu kaufen, oder Eimer und Schaufel oder eine bereits aufgeblasene Luftmatratze, für die sich zwei heranwachsende Jungen gerade entschieden haben. »Nehmt sie nicht mit ins Wasser«, warnt die Frau hinter der Ladentheke gerade. Der größere Junge schüttelt den Kopf, dann trägt er die Luftma-

tratze mit seinem Freund über die ausgetretenen Granitstufen hinunter an den Strand.

Der bleiche, trockene Sand hier unten glitzert. Auf ihrem Weg zum Wasser werfen die Jungen einen lüsternen Blick auf eine blonde Frau in schwarzem Bikini, die reglos auf einem weißen Handtuch liegt. Sie genießt die warme Sonne und das Geräusch der Wellen, gleichmäßig wie Atemzüge. Eine Sandfliege landet auf ihrer Wange; sie streift sie ab, richtet sich dann auf und stützt sich auf die Ellenbogen. Sie wirft einen Blick zur Landzunge, auf der das Gras zu blassem Gold vertrocknet ist. Dann schaut sie den dunkelhaarigen Mann an, der neben ihr sitzt, und schenkt ihm ein träges Lächeln. Sie dreht sich auf den Bauch, greift nach hinten, um ihren Bikini zu öffnen, und reicht dem Mann eine Tube Sonnencreme. Er zögert, blickt auf die beiden Kinder der Frau, die in ein paar Metern Entfernung eine Sandburg bauen, schraubt dann die Tube auf und reibt die Schultern der Frau ein. Während seine Handfläche über ihre Haut streicht, seufzt sie vor Wonne.

Ihre Tochter, die im Sand kniet, schaut auf. Als sie sieht, wie sich die Hand des Mannes über die Taille ihrer Mutter bewegt, läuft das Mädchen rot an und rappelt sich auf. »Komm, wir gehen in die Wassertümpel«, fordert sie ihren kleinen Bruder auf.

Er schüttelt seinen blonden Kopf und gräbt weiter. »Nein.«

»Aber ich will dich dabeihaben.«

»Ich bleib lieber bei Mama.«

Das Mädchen hebt seine Plastiksandalen auf und schlägt sie gegeneinander. »Aber du musst mitkommen.«

»Wieso?«

Sie zieht den rechten Schuh an. »Um mir zu helfen.«

»Will dir nicht helfen.«

»Aber du *musst* ...« Sie schiebt den linken Fuß in die andere Sandale, bückt sich, um sie zu schließen, nimmt den Eimer an sich, den der Junge gerade mit Sand füllt, und leert ihn aus. »Den trage ich, du nimmst den Kescher.«

Der Junge zuckt mit seinen schmalen Schultern und steht auf. Er zieht seine rote Badehose hoch, die gebraucht und viel zu groß ist, und hebt das Netz auf, das in der Nähe liegt.

Ihre Mutter hebt den Kopf. »Ihr habt nicht mehr viel Zeit«, sagt sie. »Wir gehen um sechs, deshalb sollt ihr zurückkommen, wenn ihr die Glocke an der Teestube hört. Hast du mich verstanden?«, fügt sie, an ihre Tochter gewandt, hinzu. »Nimm ihn an die Hand. Du musst ihn festhalten.« Das Mädchen nickt finster und macht sich auf den Weg zu den Felsen, die von der niedrigen Klippe bis ins Meer reichen. Der Bruder folgt ihr, zieht den Kescher hinter sich her, dessen Stab eine Spur hinterlässt, gewunden wie der Schwanz des gelben Drachens, der hoch oben vor dem Blau des Himmels hin und her schwankt, wie er jetzt bemerkt. Er reckt den Kopf, um ihn zu beobachten, ein Auge gegen die Sonne zugekniffen.

Das Mädchen schaut hinter sich und stellt fest, dass er ihr nicht folgt. »Ted!«, ruft sie. »Los, komm!« Sie möchte sich möglichst weit von ihrer Mutter und deren sogenanntem »Freund« entfernen. »Teddy!« Der kleine Junge reißt den Blick vom Drachen los und folgt seiner Schwester, springt in ihre Fußstapfen und hinterlässt keine eigenen Spuren. Ein kleines Kind trappelt ihm über den Weg, nackt bis auf einen

Sonnenhut, kippt dann um, jammert und wird rasch aufgehoben.

Sie kommen an einem Jungen und einem Mädchen vorbei, die im Sand buddeln. Der Graben, den sie ausgehoben haben, ist knapp zwei Meter lang und so tief, dass sie nur ab der Taille aufwärts zu sehen sind.

Ted bleibt fasziniert stehen. »Evie, guck mal!« Sie dreht sich um. »Der is' riesig.«

»Stimmt«, pflichtet sie ihm ernsthaft bei. »Muss ja Ewigkeiten gedauert haben«, sagt sie zu dem Mädchen, das etwa so alt ist wie sie, wenn auch groß und langgliedrig. Sie trägt ein weißes T-Shirt mit einem großen schwarzen »J« darauf. Evie fragt sich, wofür es steht. Julie? Jane?

»Das *hat* Ewigkeiten gedauert«, erwidert das Mädchen. Ihr bleiches Gesicht hat eine ovale Form, eingerahmt von langen, dunklen Haaren. Sie steckt eine Strähne hinter ein Ohr und deutet mit einem Kopfnicken auf den ausgehobenen Sandberg. »Wir haben den ganzen Nachmittag gegraben, nicht wahr, Tom?«

Tom, ein untersetzter, ungefähr achtjähriger Junge, richtet sich auf. »Wir machen einen Tunnel.« Er stützt sich auf seine Schaufel. »Wie dieser Kanaltunnel, der gerade gebaut wird.«

»Das war meine Idee«, fügt das Mädchen hinzu. »Wir haben es ganz allein gemacht.« Sie wendet sich an Tom. »Mum wird Augen machen, wenn sie es sieht.«

Tom lacht. »Die wird staunen.«

»Ihr macht einen echten Tunnel?«, fragt Ted ihn.

»Ja.« Tom zeigt auf einen tiefen Schlitz am Ende des Loches.

Ted späht hinein. »Kann ich da rein?«

»Mal sehen.« Tom zuckt mit den Schultern. »Wenn er fertig ist. Aber wir müssen uns beeilen, weil die Flut kommt.«

»Welche Flut kommt?« Ted blickt aufs Meer hinaus.

»Die Flut, Dummi«, sagt Evie. »Komm Ted, lass uns weitergehen ...«

Auf der anderen Seite des Strandes schließt die Mutter der Kinder die Augen, während die Hände ihres Begleiters die Wölbung ihrer Hüften streicheln. »Das ist wunderschön«, sagt sie. »Hörst du, wie ich schnurre?«, fügt sie lachend hinzu. In der Nähe hört jemand Radio One. Sie vernimmt die Pet Shop Boys. »Always on my mind«.

Ihr Freund streckt sich neben ihr aus. »Ich hab *dich* immer im Kopf, Babs«, murmelt er.

Sie legt ihm eine Hand auf die Brust und spreizt ihre Finger. »Das ist für mich der beste Urlaub seit Jahren ...«

Inzwischen sind ihre Kinder bei den Felsen angekommen – zerklüftete Gesteinsbrocken mit dünnen weißen Quarzstreifen. Sie klettern hinauf, und Ted späht in den ersten Teich. Er erblickt Seetang, teils braun und knotig, teils grün und glatt wie Salat. Er stößt mit seinem Netz an eine Seeanemone, die zu seiner Begeisterung ihre braunroten Tentakel einzieht. Dann sieht er eine Krabbe und wirft den Kescher darüber. »Hab was gefangen!«, jubelt er, doch als er in den Maschen nachsieht, macht er ein langes Gesicht – nur eine braune Strandschnecke befindet sich darin. »Evie!«, ruft er bestürzt, als er merkt, dass sie sich schon zwanzig Meter entfernt hat. »Warte auf mich!« Doch Evie springt weiter über die Felsen, der Eimer baumelt an ihrem Arm.

Ted folgt ihr, schaut dabei hinaus aufs Meer und entdeckt ein gelbes Kanu mit zwei Leuten, die ihre Paddel heben und drehen. Aus der Ferne vernimmt er ein Dröhnen und sieht ein Motorboot, das über das Wasser flitzt. In der fächerartigen Heckwelle gerät das Kanu ins Schaukeln und Schwanken. Dann schaut er wieder zu Evie. Sie blickt in einen Teich. »Evie!«, brüllt er, aber sie reagiert nicht.

Ted steigt auf den nächsten Felsblock. Der ist jedoch mit winzigen schwarzen Muscheln überkrustet, die in seine Füße schneiden. Der Fels daneben sieht glatt aus, aber als er darauftritt, schwankt er unter seinen Füßen, und Ted versucht mit wedelnden Armen das Gleichgewicht zu halten. Plötzlich brennen Tränen in seinen Augen. Die Felsen sind scharf, und die Badehose rutscht andauernd, und seine Schwester wartet nicht auf ihn, und an die Hand nimmt sie ihn schon gar nicht, obwohl sie es sollte. »Evie ...« Seine Kehle schmerzt, während er versucht, nicht zu weinen. »Eeeevieeee!«

Endlich dreht sie sich um. Als sie seine Not bemerkt, kommt sie zu ihm zurück. »Was ist denn los, Ted?« Sie schaut auf seine Füße. »Warum hast du denn deine Strandschuhe nicht angezogen?«

Er schnieft. »Hab ich vergessen.«

Evie seufzt gereizt und wendet sich dem Meer zu. »Dann gehen wir lieber hier lang – die Felsen sind einfacher. Pass auf die Seepocken auf«, wirft sie ihm über die Schulter zu. »Ooh, da ist ein guter Teich.« Er ist lang und schmal, wie ein kleiner Meeresarm, mit Bändern aus ledrig wirkendem Seegras, das hin und her schwankt. Als Evies Schatten auf die Wasseroberfläche fällt, schießt ein kleiner brauner Fisch

über den Boden. »Gib mir das Netz!« Ted reicht es ihr und nimmt den Eimer, während Evie sich hinkniet, den Kescher unter einen Felsen stößt und schnell wieder herauszieht. Darin blitzt es silbrig. »Hab ihn!«, schreit sie. »Mach den Eimer voll, Ted! Schnell!«

Ted taucht den Eimer in den Tümpel und reicht ihn seiner Schwester. Evie kippt den Fisch hinein, der auf den Boden schwimmt und unter Blasentang verschwindet. »Der ist riesig«, keucht Evie. »Und da ist eine Krabbe!« Sie verspürt ein plötzliches Hochgefühl – ihr Abscheu vor dem »Freund« ihrer Mutter ist vergessen. »Komm, wir holen noch mehr.« Als sie den Kescher wieder ins Wasser taucht, hört sie schwach die Glocke, mit der die Frau in der Teestube läutet, bevor sie schließt.

Ein paar Meter weit entfernt brechen sich die Wellen über den Felsen, die beiden Kinder spüren die Gischt hinten an ihren Beinen.

Ted schaudert. »Ist schon wieder auflaufendes Wasser, Evie?«

Evie fallen Clives Hände an den Seiten ihrer Mutter ein. Sie denkt an seine behaarte Brust und seine dicken, tätowierten Arme, an das Stöhnen, dass sie durch die Schlafzimmerwand hört.

»Wir haben noch nicht Hochwasser« antwortet sie. »Noch nicht ...«

Ted hebt das Netz wieder auf. »Die Glocke läutet.«

Evie zuckt mit den Schultern. »Ich hör nichts.«

»Ich aber, und denk dran, was Mum gesagt hat, nämlich ...«

»Komm, wir suchen einen Krebs!«, ruft Evie. »Los!«

Begeistert folgt Ted seiner Schwester, erleichtert, dass sie jetzt langsamer geht, wenn auch nur, um ihren kostbaren Fang nicht zu verschütten. Hier liegen keine scharfkantigen Muscheln auf den Felsen, aber heimtückischer Seetang, glatt wie Seide unter Teds Füßen. Er würde sich zu gern von ihr an die Hand nehmen lassen, wagt aber nicht, darum zu bitten, damit er nicht wie ein Baby dasteht.

»Wir hätten Schinken mitnehmen sollen«, hört er sie sagen. »Krebse mögen Schinken. Wir bringen morgen welchen mit, ja?«

Ted nickt überglücklich.

Am Strand holt der Mann seinen Drachen ein. Die Mutter der beiden Mädchen in rosa Badeanzügen ruft sie aus dem Wasser. Sie laufen mit klappernden Zähnen zu ihr, und sie hüllt jedes Kind in ein Handtuch, während die auslaufenden Wellen an ihren Fußstapfen lecken. Die Familie, die French Cricket gespielt hat, packt ihre Sachen ein: der Vater wirft den Ball, und der Hund rennt hinterher.

Die Leute falten ihre Liegestühle zusammen oder klappen die Sonnenschirme zu, packen Körbe und Beutel, während das Meer näher kommt, wieder zurückweicht und dann erneut vordringt.

»Noch fünf Minuten, Clive«, sagt Barbara.

Er wickelt eine ihrer Locken um den Finger. »Und was passiert heute Abend?«

»Na ja, ich dachte, wir machen einen Spaziergang nach Trennick und holen Fish and Chips. Wir könnten eine schöne Flasche Wein kaufen und *dann* ... ich stecke die Kinder früh ins Bett.«

»Mach das«, flüstert Clive. Er küsst sie. »Mach das, Babs.«

Barbara lächelt bei dem Gedanken, dass sie Clive erst acht Wochen kennt. Sie kann sich noch an das plötzliche Verlangen erinnern, als sie ihn sah – das erste Mal seit Jahren, dass sie für einen Mann überhaupt etwas empfunden hatte. Sie weiß noch, dass sie ihren Job verabscheute – den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und draußen vor dem Fenster nichts als Lkws mit dem Aufdruck *JJ Haulage* zu sehen; der einzige Wandschmuck eine Straßenkarte von England. Gerade als sie sich fragte, wie lange sie es wohl noch aushalten konnte, war Clive hereingekommen. Groß und dunkelhaarig, mit den Schultern eines Stiers, hatte er Barbara an eine Zeichnung des Minotaurus in einem von Evies Büchern erinnert. Er war wegen seiner Lohnabrechnung gekommen – fünf Übernachtungen in Harwich fehlten darauf. Errötend hatte Barbara ihm versprochen, es zu ändern. Dann hatte er frech vorgeschlagen, sie könnte ihren Fehler »ja wettmachen«. Sie hatte gelacht und gesagt, vielleicht ...

Sie hatte ihm erzählt, sie habe zwei Kinder – wenn auch keinen Ex, Finn möge in Frieden ruhen. Doch Clive hatte gesagt, auch wenn sie zehn Kinder im Schlepptau hätte, würde es ihm nichts ausmachen. Dass er mit achtunddreißig zehn Jahre älter ist als sie, macht Barbara leichtsinnig.

Kompliziert war, ihn Evie und Ted vorzustellen. Ted hatte ihn kaum beachtet und sich wieder seinen Legosteinen gewidmet, Evie hingegen war feindselig gewesen, und als Barbara ihnen sagte, Clive werde mit in den Urlaub kommen, war sie in ihr Zimmer gestürmt und hatte die Tür zugeknallt. Aber Barbara hatte zu ihr gesagt, Evie habe doch Freunde – warum sollte Mummy keinen haben? Warum sollte Mummy nicht ein bisschen Glück finden? Hatte

Mummy das nicht verdient, nach allem, was sie durchgemacht hatte? Aber Evie hatte sie einfach nur angestarrt, als versuche sie, ein Loch durch ihre Seele zu bohren. Sie muss sich einfach nur an ihn gewöhnen, beschließt Barbara bei sich, als Clive ihre Fingerspitzen küsst ...

Plötzlich fällt Barbara auf, dass die Glocke nicht mehr läutet. Sie setzt sich auf.

Ted wird auf den Felsen müde. Doch nun hat Evie einen weiteren Tümpel gefunden, einen halben Meter von der Wasserlinie entfernt.

»Da drinnen sind bestimmt Krebse«, sagt sie herrisch. »Okay, Ted, du hältst den Eimer. Und pass auf«, warnt sie ihn, als sie ihn ihrem Bruder reicht. Sie nimmt den Kescher. »Was ist denn los?«

»Ich will das Netz nehmen.«

»Du bist noch zu klein.« Überzeugt, dass die Angelegenheit damit beigelegt ist, richtet sie ihren Blick wieder auf den Tümpel.

Ted knallt den Eimer auf eine Felskante. »Ich bin fünf!«

»Und ich bin neun, also ist es besser, wenn ich es mache. Krebse fangen ist nicht einfach.«

»Ich bin an der Reihe. Du hast den Fisch gefangen – *und* die Krabbe. Deshalb bin ich jetzt mit dem Netz dran und ...«

»Schhh!« Evie hält die linke Hand hoch, den Blick starr auf das Wasser gerichtet. »Ich habe einen gesehen«, zischt sie. »Einen großen.«

»Ich will ihn fangen.«

Evie beugt sich ganz langsam vor und stößt dann den Kescher in ein Büschel Seetang. Als sie ihn herauszieht, bau-

melt ein khakifarbener Krebs, so groß wie ihre Hand, mit einer Schere am Netz.

Ted macht einen Satz auf den Kescher zu. Zu seiner Verwunderung gelingt es ihm, ihn seiner Schwester zu entwinden, wobei der Krebs wieder ins Wasser fällt und unter einem Fels verschwindet.

Evie verzieht den Mund vor Zorn. »Du Blödmann!«

Teds Kinn kräuselt sich. »Bin ich nicht!«

»Doch.« Sie funkelt ihn an. »Du bist so blöd – und ein Baby: ein dummes kleines *Baby*! Kein Wunder, dass Mum ›Teddybär‹ zu dir sagt.«

Er macht ein zerknirschtes Gesicht. »Entschuldige, Evie ...« Er reicht ihr den Kescher. »Fang ihn noch einmal. Bitte ...«

Evie ist versucht, doch dann merkt sie, wie nah die Wellen schon sind. »Nein. Wir müssen zurück.« Sie leert den Eimer in den Teich, und der Fisch und die Krabbe schießen davon. Dann macht sie sich auf den Weg zum Strand, der unwahrscheinlich weit weg zu sein scheint, als würde man ihn durch ein umgedrehtes Fernrohr betrachten. Sie kann nur Tom und seine Schwester erkennen, die Sand aus dem Loch werfen, als hinge ihr Leben davon ab. Sie dreht sich zu Ted um. Er steht noch an dem Tümpel, sein Pony von der Brise zerzaust. »Was machst du?«

»Ich will den Krebs holen!« In Teds Augen glitzern Tränen. »Ich möchte ihn Mum zeigen.«

»Das kannst du nicht.«

»Wohl!« Ein Schluchzen zieht seinen schmalen Brustkorb zusammen. »Ich kann ihn rausholen, Evie!« Er geht in die Hocke und stößt den Kescher hektisch in den Teich.

»Zu spät! Du hast es vermasselt – und jetzt komm!« Ted rührt sich nicht. »Ich war-te.« Sie stemmt die Hände in die Hüften. »Na schön! Zehn, neun, acht ...«

Ted wirft ihr einen Blick zu.

»Sieben, sechs, fünf ...«

Sehnsüchtig schaut er in den Tümpel. »Aber ...«

»Drei, zwei ... *eins!* Ich gehe!«

Noch immer schluchzend steigt Ted herab, doch Evie springt bereits über die Felsen, die Sohlen ihrer Sandalen klatschen auf dem Stein. »Hier entlang«, ruft sie, als sie weiter hinaufklettert, Richtung Klippe. »Halt dich an dem Felsen dort fest.« Sie zeigt darauf und hüpfert dann über einen Spalt. Sie macht einen Satz auf den nächsten Fels, dann immer weiter, bis sie schließlich nur noch ein paar Meter vom Strand entfernt ist. Evie hüpfert in den Sand, überrascht, wie erleichtert sie ist. Da sitzt das Mädchen mit dem »J«-Shirt neben dem Graben und beobachtet Tom mit einem Hauch Neugier und Bewunderung. Evie stellt sich neben sie, während er sich in den Tunnel windet, dann geht sie weiter und sucht nach Muscheln. Sie bleibt stehen, um ein Stück Seeglas aufzuheben, entscheidet sich aber dagegen, weil es zu neu aussieht. Als sie sich aufrichtet, hört sie Möwen schreien und einen Hund bellen. Dann sieht sie ihre Mutter auf sich zukommen, inzwischen im Kleid. Mit einer Hand über den Augen sucht sie die Felsen ab, den Mund gespitzt. Evie hebt den linken Arm und winkt. Ihre Mutter winkt zurück und lächelt erleichtert. Dann zeichnet sich Verwirrung auf ihrer Miene ab, dann Angst. Sie rennt auf Evie zu.

Evie dreht sich um und schaut zurück. Das Herz bleibt ihr stehen.

Vermutlich musste Ninas Hochzeit wohl oder übel alles zwischen Rick und mir verändern, obwohl ich mir nie hätte vorstellen können, wie sehr. Bis dahin war es so einfach mit Rick gewesen – wir hatten in das Leben des anderen gepasst, als hätten wir uns schon immer gekannt. Und jetzt gingen wir zu einer Hochzeit – unserer ersten, die wir gemeinsam besuchten –, und plötzlich war es schwer, mit Rick zusammen zu sein.

»Die beiden haben tolles Wetter ausgesucht«, bemerkte er, als ich die Tür unserer kleinen Wohnung im Norden Londons abschloss. Der Dunst am frühen Morgen war einem klaren blauen Himmel gewichen.

»Ein gutes Omen«, sagte ich, als wir zum Wagen gingen.

Rick machte seinen alten Golf mit der Fernbedienung auf. »Ich wusste gar nicht, dass du abergläubisch bist, Jenni. Aber ich weiß ja auch nicht alles über dich.« Das klang ein wenig spitz.

»Tja, ich bin tatsächlich abergläubisch.« Ich stellte unser Geschenk in der Silbertüte auf den Rücksitz. »Immerhin bin ich an einem Freitag, dem dreizehnten geboren.«

Rick lächelte. »Das sollte dich immun machen.«

Wir fuhren nach Westen und unterhielten uns angeregt, jedoch mit ungewöhnlicher Zurückhaltung, eine Folge der quälenden Gespräche, die wir in den letzten zwei bis drei Tagen geführt hatten.

Wir rasten über die A40 und gelangten schon bald auf Landstraßen, vorbei an Feldern, die nach der Ernte voll bleicher Stoppeln waren. Für Mitte Oktober war es sehr warm und klar – ein Tag im Altweibersommer, bestechend schön mit goldenem Licht und langen Schatten.

Ninas Eltern lebten am südlichen Ende der Cotswolds. Im Lauf der Jahre hatte ich das Haus an Wochenenden oder für die eine oder andere Party besucht – Ninas einundzwanzigsten Geburtstag, ihren dreißigsten, was auch schon wieder fünf Jahre her war, überlegte ich nüchtern. Seit siebzehn Jahren waren sie und Honor meine engsten Freundinnen. Heute war Ninas Hochzeit, und über kurz oder lang würde es zweifellos eine Taufe geben.

Rick warf mir einen Blick zu. »Alles in Ordnung, Jen?«

»Ja. Wieso?«

Er schaltete einen Gang runter. »Du hast geseufzt.«

»Oh ... nichts Besonderes. Ich bin nur ein bisschen müde.« Ohnehin eine schlechte Schläferin, hatte ich fast die ganze Nacht wach gelegen. Während ich in die Dunkelheit starrte, hatte ich mich danach gesehnt, dass Rick mich in die Arme schließen sollte, aber er hatte sich auf die andere Seite gedreht und so getan, als schliefe er.

»Wo soll es denn von hier aus hingehen?« Im ersten Moment dachte ich, Rick spräche über uns. »Wo geht es lang?«

Ich entdeckte das Schild nach Bisley. »Nach rechts.«

Kurz darauf bogen wir in die Nailsford Lane ab, in der ein Bündel weißer Ballons an einer Toreinfahrt baumelte.

»Sieht so aus, als wären wir die Ersten«, stellte Rick fest, als wir auf den Parkplatz fuhren, der bis auf einen verlassenen Traktor leer war. Er stellte den Wagen im Schatten einer

riesigen Rotbuche ab, und als er seine Fahrertür öffnete, hörte ich das Laub rascheln. »Wird das ein großes Tamtam geben?«

»Ziemlich groß – ungefähr achtzig Gäste, hat Nina mir erzählt.«

»Wen werde ich denn kennen, außer ihr und Jon?« Ich zog die Sonnenblende herunter und prüfte mein Spiegelbild. »Ich bin mir nicht sicher – sie hat einige von denen eingeladen, die wir aus Bristol kennen, dabei bin ich nicht mit so vielen in Kontakt geblieben ...« Beim Anblick meiner rot unterlaufenen Augen und blassen Wangen zuckte ich zusammen. »Eigentlich nur mit Nina und Honor.« Ich band meine langen dunklen Haare zu einem Knoten zusammen und steckte die hellrosa Seidenblume hinein, die zu meinem Kleid passte.

Rick zog eine blaue Krawatte aus seiner Jackentasche. »Honor kommt also auch?«

»Klar.« Rick stöhnte, ich schaute ihn an. »Sei nicht so, Rick – Honor ist klasse.«

»Sie ist anstrengend.«

»Überschwänglich«, entgegnete ich und wünschte, mein Freund wäre besser auf meine beste Freundin zu sprechen.

Er verzog das Gesicht. »Die hört nie auf zu reden. Sie hat also den passenden Job, wobei ich nie zuhöre.«

»Das solltest du aber – ihre Show ist das Beste in Radio Five.« Während Rick die blaue Seide schlang und wand, musste ich ein finsternes Lächeln unterdrücken. Er legt den Hochzeitsstaat an, dachte ich.

Ich griff nach hinten, um das Geschenk zu holen, und sah, dass noch mehr Autos über den Feldweg in unsere

Richtung holperten. Wir gingen über die Wiese, die mit Pustebblumen übersät war. Die Samen trieben wie Plankton durch die Luft. Wir schlenderten den Church Walk hinauf, schoben das Friedhofstor auf, das mit Margeriten verziert war, und folgten dem Kiesweg.

Jon wartete nervös mit seinen Brüdern neben dem Portal, alle drei Männer in Gehrock mit Westen aus gelber Seide. Sie begrüßten uns herzlich, und wir plauderten kurz. Dann fragte der Fotograf, der seine Kamera auf einer Grabstätte postiert hatte, ob er ein Foto von Rick und mir machen könne.

»Bitte mal lächeln«, sagte er, als er ein Bild nach dem anderen schoss. »Ein bisschen mehr – es ist eine Hochzeit, keine Beerdigung«, fügte er heiter hinzu. »So ist es schon besser ...« Erneut klickte es ununterbrochen, dann blinzelte er auf sein Display. »Wunderbar.«

Tim reichte Rick und mir die Agendebblätter, und wir begaben uns in die kühle Kirche.

Ich war schon mal in St. Jude's gewesen, hatte aber vergessen, wie klein sie war und wie schlicht ihr Innenraum mit den leeren Wänden, dem Holzdach und den Kirchenbänken. Über allem lag der Geruch von Bienenwachs und Staub und Alter, vermischt mit dem Duft der orientalischen Lilien, die alle Säulen und die Kanzel schmückten. Infolge der Klarglasscheiben war es auch sehr hell. Nur das Ostfenster zeigte Jesus Christus, der die Kinder segnete. Die Sonne strömte durch das bunte Glas und warf juwelengleiche Strahlen über die weiß getünchten Wände.

»Schöne Kirche«, murmelte Rick, als wir uns setzten.

»Stimmt«, erwiderte ich, obwohl ihre Schönheit mir an

diesem Tag einen Stich ins Herz versetzte. Rick und ich schauten auf unsere Agenden, während die Kirche sich füllte, Absätze über die Steinplatten klapperten, Holz knackte, als die Leute Platz nahmen und dann leise plauderten oder einfach nur den Bach-Partita lauschten, die der Organist spielte.

Jons Eltern suchten ihre Plätze auf. Hinter ihnen erkannte ich eine Kollegin von Nina, und da kam Honor in einem grünen, sexy Kleid, das sich um ihre Kurven schmiegte und ihre cremefarbene Haut und das blonde Haar vorteilhaft zur Geltung brachte. Sie warf Rick und mir eine extravagante Kuschhand zu und setzte sich dann vorn hin.

Nun nahmen Jon und sein älterer Bruder James nebeneinander Platz, während ihr jüngerer Bruder Tim noch ein paar Nachzügler hereinführte. Ninas Mutter in einem türkisfarbenen Opernmantel und dazu passendem Hut lächelte wohlwollend, als sie sich zu ihrer Kirchenbank begab.

Ich drehte mich um und erhaschte einen Blick auf Nina. Sie stand im Portal, in dem weißen Etuikleid aus Dupionseide, bei dessen Auswahl Honor und ich ihr geholfen hatten. Der Schleier hinter ihr wehte im Wind.

Als das Bachstück zu Ende war, trat der Pastor vor den Altar, um alle Anwesenden zu begrüßen. Dann wurde Händel angestimmt, und wir erhoben uns alle, als Nina am Arm ihres Vaters durch den Mittelgang kam.

Nach den Eröffnungsgebeten sangen wir »Morning has Broken«, anschließend trat Honor ans Pult, um das Sonett vorzutragen, das Nina ausgesucht hatte.

»Meine wahre Liebe hat mein Herz, und ich hab seins«, hob sie an, und ihre wohlklingende Stimme hallte leise wi-

der. »Aber tausche nur, was auch gegeben. Ich halte seines lieb und wert, er kann nicht missen meins. Einen bess'eren Handel wirst du nie erleben ...«

Während Honor weiterlas, verspürte ich bohrende Eifersucht. Die Liebenden verstanden sich so gut. Ich dachte, das wäre bei mir und Rick auch so gewesen ...

»Meine wahre Liebe hat mein Herz, und ich habe seins«, schloss Honor.

Der Pastor hob die Hände. »Liebe Gemeinde, wir haben uns hier versammelt im Angesicht Gottes, um diesen Mann und diese Frau den Bund des Lebens schließen zu lassen ...« Ich warf einen Blick auf Nina und Jon, Seite an Seite in einem Lichtkegel, und fragte mich, ob diese Worte jemals für Rick und mich ausgesprochen würden. »Noch mutwillig in die Hand genommen«, sagte der Pastor gerade, »sondern ehrfürchtig, diskret, mit Bedacht und ernsthaft, und in Gottesfurcht, wohl bedenkend, wofür Mutterschaft bestimmt ist.« Bei diesen Worten spürte ich, wie Rick leicht hin und her rutschte. »Zunächst war sie bestimmt für die Zeugung von Nachwuchs ...« Ich warf einen verstohlenen Blick auf ihn, doch sein Gesicht verriet nichts. »Wenn also jemand einen Grund vorbringen kann, warum sie nicht vor Gott und der Welt vereint werden sollten, dann möge er jetzt sprechen oder für immer schweigen.«

Ich versuchte, dem Gottesdienst zu folgen, fand es aber auf einmal unmöglich, mich auf die Musik zu konzentrieren, oder die Ansprache, oder auf die Schönheit und Feierlichkeit des Ehegelöbnisses. Als Nina und Jon mit festen Stimmen einander das Jawort gaben, versetzte es mir erneut einen schmerzhaften Stich. Das Stammbuch wurde unterzeichnet,

der letzte Choral gesungen und der Segen gesprochen, und als dann Widors Toccata sich mit dem Klang der Glocken vermischte, folgten wir Nina und Jon nach draußen.

Wir warfen Blütenblätter über das Paar und machten Schnappschüsse mit unseren Smartphones. Dann begann der Fotograf mit den offiziellen Fotos von ihnen, während wir uns am Portal aufhielten.

»Schön, euch zu sehen! Tolles Wetter!«

»Herrlicher Gottesdienst – mir ist die King James Bibel immer noch viel lieber!«

»Mir auch. Gut gelesen, Honor!«

»Sollen wir zum Haus gehen?«

»Noch nicht. Ich glaube, die wollen noch ein Gruppenfoto machen.«

Rick und ich waren darauf bedacht, uns von der Gruppe zu entfernen, und schlenderten über den Friedhof, schauten uns die Grabsteine an, die zum größten Teil sehr alt und verwittert waren, überzogen mit gelben Flechten.

Rick blieb vor einem Grabstein aus Schiefer stehen. »Kommisch. Da ist eine Ananas drauf.«

Ich betrachtete die Gravur. »Eine Ananas bedeutet Wohlstand, so wie Feigen, und ich vermute, das hier war eine wohlhabende Gegend, wahrscheinlich wegen des Wollhandels.«

Wir gingen schweigend weiter, vorbei an Steinen, auf denen Engel waren, Tauben und Kerzen, deren Symbolik klar war.

Wir vernahmen das Geplauder der Gäste, plötzlich brach Honor in ihr unverwechselbares Gelächter aus, dann war die Stimme des Fotografen zu hören. *Könntest du zu mir schauen, Nina?*

Rick trat an ein anderes Grab neben einer Eibe. Er nahm es in Augenschein. »Auf dem hier ist ein Bündel Trauben eingraviert.«

»Trauben stellen den Wein beim Letzten Abendmahl dar.«

Rick schaute mich an. »Woher weißt du das alles, Jen? Ich dachte, du wärst nicht religiös.«

»Das musste ich für eins meiner Bücher recherchieren. Es ist zwar schon Jahre her, aber ich weiß noch ziemlich viel darüber.«

*Und jetzt seht euch wieder an ...*

»Hier ist eine Rose«, sagte Rick und zeigte auf den nächsten Grabstein. »Das bedeutet vermutlich Liebe?«

*Oh, sehr romantisch ...*

»Nein. Rosen zeigen, wie alt der Mensch war, als er starb.« Ich betrachtete das verwitterte Symbol. »Das hier ist eine volle Rose, die für Erwachsene verwendet wurde.« Ich las die Inschrift. »Mary Ann Betts ... war ...« Ich spähte auf ihre Daten. »Fünfundzwanzig. Der Stängel ist abgeschnitten, um anzudeuten, dass ihr Leben abgekürzt wurde.«

»Verstehe ...« Unsere Unterhaltung kam mir steif und förmlich vor, als wären wir Fremde, kein Liebespaar.

*Können wir einen Kuss sehen?*

»Eine teilweise geöffnete Blüte bedeutet einen Teenager.«

*Und noch einen. Wunderbar.*

»Und eine Knospe steht für ein Kind.«

*Jetzt nimm seine Hand.*

Rick nickte nachdenklich. »Ein trauriges Thema.«

»Ja ...« *Okay, Jungs und Mädels! Kommt ihr bitte alle her und stellt euch zusammen – schön dicht beieinander!*

Rick und ich gesellten uns für das Gruppenfoto zu den

anderen. Der Fotograf war dafür auf eine Trittleiter gestiegen und wackelte theatralisch hin und her, um uns zum Lachen zu bringen. Wir lächelten zu ihm auf, während er am laufenden Band Bilder schoss. Danach führten uns Nina und Jon Hand in Hand auf dem Weg über das Feld zum Haus.

Die Alte Schmiede war noch genau so, wie ich sie in Erinnerung hatte – langgestreckt und niedrig, die bleichen Steinmauern mit Feuerdorn und wildem Wein überwuchert. Auf dem Rasen stand ein großes Festzelt. In der Ferne waren die Hügel von Slad zu sehen, auf den abfallenden Weiden Schafe, deren Blöken in der stillen Luft über das Tal hinweg zu hören war.

Wir gesellten uns zu der Empfangsreihe, begrüßten beide Elternpaare, dann Braut und Bräutigam.

Ninas Miene hellte sich auf, und wir umarmten uns.  
»Jenni ...«

Ich musste gegen plötzlich aufsteigende Tränen ankämpfen. Ich wusste nicht, ob es Tränen der Freude für sie oder des Selbstmitleids waren. »Du siehst wunderschön aus, Nina.«

»Danke.« Sie flüsterte mir ins Ohr. »Du bist die Nächste.«

Jon gab mir einen Kuss auf die Wange und schüttelte dann Rick die Hand. »Schön, euch *beide* zu sehen! Danke, dass ihr gekommen seid!«

»Herzlichen Glückwunsch, Jon«, sagte Rick warmherzig.  
»Der Gottesdienst hat mir gut gefallen.«

Nun gingen wir weiter ins große, sonnige Wohnzimmer, in dem Getränke gereicht wurden. Ich stellte unser Geschenk auf einen Tisch zu den anderen Präsenten und Kar-

ten. Eine Kellnerin bot uns ein Glas Champagner an. Rick hob sein Glas. »Auf das glückliche Paar.«

»Sie sind glücklich – es ist herrlich.«

»Wie lange sind sie zusammen?«

Ich trank einen großen Schluck. »Ungefähr so lange wie wir. An ihrem ersten Jahrestag haben sie sich verlobt«, fügte ich neutral hinzu und musste dann über mich selbst lachen, dass ich je geglaubt hatte, Rick und ich würden es auch so hinkriegen.

Ich schaute Rick an, so gut aussehend, mit seinem offenen Gesicht, den dunklen, kurzen Haaren und den blauen Augen. Ich versuchte, mir ein Leben ohne ihn vorzustellen, scheiterte aber. Wir hatten vereinbart, am nächsten Tag noch einmal über alles zu reden. Bevor ich daran denken konnte, rief uns jedoch ein Gong ins Festzelt, das mit weißen Schmucklilien und rosa Guernseylilien geschmückt war, auf den Tischen glitzerte Glas und Porzellan. Wir fanden unsere Namensschildchen und stellten uns hinter unsere Stühle, während der Pastor das Tischgebet sprach.

Rick und ich saßen mit Honor zusammen, sowie mit Amy und Sean, die ich noch vom Studium kannte, aber jahrelang nicht gesehen hatte, und einem alten Schulfreund von Jon, Al. Ich war froh, dass Nina ihn neben Honor platziert hatte, denn sie war jetzt seit einer Weile Single, und er war sehr attraktiv. Ebenfalls an unserem Tisch war Ninas Patenonkel, Vincent Tregear. Ich konnte mich noch vage von Ninas einundzwanzigstem Geburtstag an ihn erinnern. Eine Nachbarin namens Carolyn Browne stellte sich vor. Ich wappnete mich gegen Smalltalk mit Menschen, die ich nicht kannte. Im Gegensatz zu Honor bin ich darin nicht gut,

und in meiner derzeitigen Gemütslage würde es mir noch schwerer fallen als sonst.

Ich hörte, wie Carolyn gerade Rick erzählte, sie sei Anwältin und vor Kurzem in den Ruhestand getreten. »Obwohl ich so viel zu tun habe«, gestand sie lachend. »Ich bin Beirätin in einer Schule am Ort, ich spiele Golf und Bridge, ich reise. Ich habe mich vor dem Ruhestand gefürchtet, aber eigentlich ist er ganz schön.« Sie schenkte Rick ein Lächeln. »Dabei sind Sie ja noch lange nicht so weit. Was machen Sie denn?«

Er faltete seine Serviette auseinander. »Ich bin Lehrer – an einer Grundschule in Islington.«

»Er ist stellvertretender Direktor«, meldete ich mich stolz zu Wort.

Carolyn lächelte mich an. »Und was ist mit Ihnen, ähm ...?«

»Jenni.« Ich drehte ihr meine Platzkarte zu.

»Jenni«, wiederholte sie. »Und Sie sind ...« Mit einem Kopfnicken deutete sie auf Rick.

»Ja, ich bin Ricks ...« Das Wort »Freundin« ließ uns wie Teenager wirken, »Partnerin« klang nach Geschäft, nicht nach Liebe. »Andere Hälfte«, beendete ich meinen Satz schließlich, obwohl mir dieser Ausdruck auch missfiel, denn er suggerierte auf unheimliche Weise, dass wir in zwei Teile geschnitten worden waren.

»Und was machen Sie?«, fragte Carolyn mich.

Mir wurde schwer ums Herz – ich spreche nicht gern über mich. »Ich bin Schriftstellerin.«

»Schriftstellerin?« Sie strahlte. »Schreiben Sie Romane?«

»Nein«, erwiderte ich. »Es ist Sachliteratur. Aber Sie haben wahrscheinlich noch nicht von mir gehört.«

»Ich lese viel, also vielleicht doch. Wie heißen Sie? Jenni ...«  
Carolyn spähte auf meine Platzkarte. »Clark.« Sie kniff die Augen zusammen. »Jenni Clark ...«

»Ich schreibe unter einem anderen Namen.«

»Dann ist es Jennifer Clark?«

»Nein, ich will damit sagen, dass ich unter *keinem* Namen schreibe.« Ich wollte schon erklären, warum, doch da meldete Honor sich zu Wort. »Jenni ist ein Phantom.«

»Ein Phantom?« Carolyn war verwirrt.

»Sie phantomisiert.« Honor faltete ihre Serviette auseinander. »Komisch, dass es ein Verb sein kann, nicht? Ich phantomisiere, du phantomisierst, er phantomisiert«, sagte sie heiter.

Ich verdrehte die Augen vor Honor und wandte mich dann an Carolyn. »Ich bin Ghostwriterin.«

»Oh, verstehe. Sie schreiben also Bücher für Menschen, die nicht schreiben können.«

»Oder sie können es«, sagte ich, »haben aber nicht die Zeit, oder ihnen fehlt das nötige Selbstvertrauen, oder sie wissen nicht, wie sie den Stoff ausformulieren sollen.«

»Dann handelt es sich vermutlich um Schauspieler und Popstars? Fußballspieler? Fernsehmoderatoren?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das mit den Berühmtheiten mache ich nicht – das war früher, aber heute nicht mehr.«

»Was schade ist«, schaltete Honor sich ein, »denn damit hast du viel mehr eingenommen.«

»Stimmt.« Ich legte meine Gabel ab. »Aber es hat mir keinen Spaß gemacht.«

»Warum nicht?«, wollte Al wissen, der zu meiner Linken saß.

»Es war zu frustrierend«, antwortete ich, »mit dem Ego der betreffenden Person zu ringen, oder festzustellen, dass sie nicht zu den Interviews kamen oder mir hervorragendes Material an die Hand gegeben hatten, um mir am nächsten Tag zu sagen, ich dürfe es nicht verwenden. Daher mache ich jetzt nur noch Projekte, die mich interessieren.«

Honor, die sehr sprunghaft ist, sprach jetzt Phantome der anderen Art an. »Ich bin mir sicher, dass es sie gibt«, sagte sie zu Vincent Tregear. »Vor zwanzig Jahren war ich mit meiner Kusine in Frankreich; es war ein warmer, ruhiger Tag, so wie heute, und wir haben dieses verlassene Haus erforscht. Es war eine Ruine, daher konnten wir bis hinauf ans Dach schauen ... Und wir haben *beide* Schritte gehört, direkt über uns, auf den nicht mehr vorhandenen Böden.« Sie schauderte ausgiebig. »Das habe ich nie vergessen.«

»Ich glaube an Gespenster«, bemerkte Carolyn. »Ich lebe allein in einem alten Haus, und zuweilen ist mir so gewesen, als wäre da etwas ... vorhanden.«

Amy nickte begeistert. »Mir ist es manchmal ganz plötzlich kalt über den Rücken gelaufen.« Sie wandte sich an Sean. Weißt du noch, Liebling, letzten Sommer? Als wir in Wales waren?«

»Ja«, antwortete er. »Obwohl ich glaube, das lag daran, dass du schwanger warst.«

»Nein: wegen der Schwangerschaft war mir warm.«

»Vor ein paar Jahren«, sagte Al, »schief ich allein in meiner Wohnung, als ich plötzlich wach wurde, davon überzeugt, dass jemand auf meinem Bett saß.«

Ich fröstelte bei dem Gedanken. »Und du hast nicht geträumt?«